



Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung
 Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

Illustriertes

1902. * № 20.

Im Paradies.

Roman von **Woldemar Arban.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Haben Sie von den Marinis nichts wieder gehört?“ fragte Giuliano weiter.

Die Contessa Santina antwortete nicht sogleich, sondern sah dem jungen Mann einen Augenblick forschend ins Gesicht. Dann erst lächelte sie sonderbar und sagte: „Ach ja! Ich besinne mich. Sie interessierten sich ja so sehr für die kleine hübsche Peppa, daß diese Neugier nun wohl erklärlich ist. Ja, mein lieber Graf, Sie mögen das nun ableugnen oder eingestehen wollen, aus der Welt bringen Sie die Thatsache nicht mehr.“

„Sie sind wirklich im Irrtum.“ antwortete Giuliano, der sich natürlich auch nicht in die Karten sehen lassen wollte.

„Aber, mein Gott, weshalb denn leugnen, Graf, wo ich doch so untrügliche Beweise habe? Auch ist Peppa, oder war vielmehr, ein recht netter, kleiner Backfisch, der wohl im stande war, einem Kavallerieutenant vorübergehend den Kopf zu verdrehen. Schade nur, jammer-schade, daß die ganze Herrlichkeit so rasch in die Brüche ging, denn jetzt dürfte sie wohl nur noch sehr bescheidenen Ansprüchenbegehrenswert erscheinen.“

„Sie haben von der Familie gehört?“ fragte Giuliano wieder, denn er wollte doch vor allen Dingen wissen, was geschehen sei und wo die Marinis sich wohl hingewendet hatten.

Santina lachte übermütig. „Ja,“ antwortete sie dann, „denken Sie, gehe ich da neulich in der Nähe des Toledo in einem der

Bicoli, die nach dem Castello San Elmo in die Höhe führen, um meiner Tante einen Besuch zu machen, die dort wohnt“ — Graf Giuliano hatte nie in seinem Leben etwas von dieser Tante gehört — „als ich plötzlich in der dunklen Straße vor mir einen dunkelglühenden Punkt sich langsam hin und her bewegen sah.“

„Einen glühenden Punkt?“
 „Ja!“ lachte Santina noch immer. „Ich dachte zunächst an ein Riesenglühwürmchen, obgleich der Punkt fast so groß wie eine kleine Faust war, dann an ein verlockendes gespenstisches Zerlicht oder an einen elektrischen Glühkörper, wie ihn die Leute jetzt manchmal anwenden, um sich und anderen einen Spaß zu machen, oder an was weiß ich. Nun, alles das war es nicht. Was meinen Sie, Graf, was der glühende Punkt war?“

„Aber, Contessina, ich — ich habe keine Ahnung.“

„Je nun, es war die Nase des Herrn Giuberti, der mir gleich darauf begegnete.“

Marinis Angelegenheit beteiligt war, und er hoffen durfte, daß Santina von ihm Näheres erfahren habe. „Und er erzählte Ihnen von den Marinis?“ fragte er wieder.

„Ja,“ antwortete sie trocken und schwieg. Sie hatte offenbar eine besondere Absicht dabei, sich alles abfragen zu lassen, um daraus zu entnehmen, inwieweit sich der junge Offizier noch für die hübsche Peppa interessiere.

„Was erzählte Ihnen der alte Giuberti?“

„Du lieber Gott, der arme Mann jammerte und klagte mir seine Not. Er wird wahrscheinlich viel Geld verlieren an dem Schwindler —“

„An wem?“

„An — Pardon, so sagte Giuberti — Giuberti nannte ihn einen Schwindler, nicht ich. Er ist mit seiner Forderung von zwölftausend Lire mit in den Konkurs verwiefen und muß nun gewärtigen, mit einem kleinen Teil abgefertigt zu werden.“

„So sind noch andere Schulden vorhanden?“

„Ach, eine Anzahl. Herr Marini scheint es so toll und kopflos getrieben zu haben, daß man den Zorn seiner Opfer nur zu gut versteht. Er hat nicht weniger wie alle betrogen, die mit ihm zu thun gehabt haben. Man spricht von unglaublichen Summen, von Hunderttausenden. Mein Gott, die armen Menschen!“

„Und Herr Marini? Wo ist er? Was treibt er?“

„Nichts. Er schwatzt und schwatzt in der ganzen Stadt herum und beklagt sich auch noch, daß er durch die gewissenlose Habgucht einiger wenigen so meuchlings in den Abgrund gestoßen worden sei. Seine Besitzungen



Ausicht von St. Thomas (Westindien). [S. 155]

Dabei lachte sie aus vollem Halse. Graf Giuliano fand den Witz nicht besonders glücklich, aber er ließ ihn über sich ergehen, weil er zufällig wußte, daß der alte Giuberti an

würden verschleudert, und seine Kreditoren wären selber schuld, wenn sie ihr Geld verlören, durch die ungestüme Hast, mit der man alles zu Gelde mache."

"Und sein Sohn? Mein Gott —"

"Ach, der hübsche Leutnant?" lächelte Santina. "Mein Gott, ja, es ist schade. Um ihn ist es wirklich schade. Er soll eine kleine Anstellung in einer Gerberei in Portici bekommen haben. Es ist traurig. Sie wissen ja, einen Schreibeposten mit fünfzig oder sechzig Lire im Monat. Zu viel zum Verhungern und zu wenig zum Leben."

"Und" — Giuliano wagte nicht, direkt nach Peppas zu fragen — "und Sie wissen nicht, wo sie wohnen?"

"Ach, barmherziger Himmel, wo sie wohnen? In der Nähe der Porta Capuana, wo sie wöchentlich einige Lire für zwei elende Löcher bezahlen, die sie Zimmer nennen — na, Sie wissen ja, was das ist, die Porta Capuana. Ein Choleraquartier, ein schmutziger Schandfleck der europäischen Kultur. Neapel ist ja überhaupt nur so dem Namen nach noch an die europäische Kultur dran geklebt, in Wahrheit stehen wir schon, wenigstens was die armen Viertel anlangt, in Asien oder doch in der Türkei. Dort wohnen sie, oder sollen sie wohnen. Denn Sie werden nicht voraussetzen, daß irgend jemand aus der Gesellschaft dahin geht, um sich zu überzeugen."

"Mein Gott, das ist ja schrecklich!" meinte Graf Giuliano wirklich ergriffen. "Und niemand ist ihm beigefallen? Niemand von allen seinen Bekannten und Freunden, von seinen Gästen, die so zahlreich und häufig seine Gastfreundschaft in der Villa Marini genossen haben?"

Contessa Santina sah ihn verwundert an.

"Na, erlauben Sie mal, Graf, wer soll sich denn in eine solche skandalöse Affaire einmischen? Da ist doch jeder vernünftige Mensch froh, wenn er nicht gezwungen ist, die Hände dazwischen zu haben. Solchen Sachen geht doch jeder aus dem Weg, wenn er irgend kann. Oder meinen Sie wirklich, daß es jemand gäbe, der wahnsinnig genug wäre, sein Geld auch noch in den Schlund zu werfen, der schon so viel verschlungen? Das wäre denn doch schade! Einmal muß doch eine solche Schandwirtschaft aufhören."

"Aber —"

"Ah," lächelte Santina wieder verführerisch — sie lächelte gern, weil sie hübsche Zähne hatte — "ah, jetzt verstehe ich Sie! Sie wollen der hübschen Peppas zu Hilfe kommen? Das ist allerdings etwas anderes, und ich bin überzeugt, Sie werden dabei auch mit wenigem reüssieren. Ich wünsche Ihnen dazu sogar Glück. Nur möchte ich Sie warnen, Herr Graf, sich dabei nicht bloßzustellen."

"Bloßzustellen?"

"Na ja. Oder würden Sie es etwa unbedenklich finden, wenn sich ein junger Kavallerieoffizier aus altem Geschlecht in dieser Weise zum barmherzigen Samariter verwandelt? Ich kann Ihnen versichern, Herr Graf, daß das von hundert Leuten sicher neunundneunzig lächerlich finden würden."

Contessa Santina war ihm bisher nicht geradezu unlieblich gewesen, denn sonst wäre er vermutlich nicht zu ihr gegangen, aber heute fand er sie empörend. Sie urteilte und sprach in einer Weise, die ihm im Innersten zuwider war. Er wußte selbst nicht warum, denn er verhehlte sich nicht, daß ihr Urteil doch schließ-

lich kein anderes war als das Urteil von aller Welt. Aber gerade das war es! Das Urteil von aller Welt empörte ihn. Es gab drei Menschenleben dem Elend preis, wo doch nur einer der Schuldige war. Was hatten die anderen, was hatte Peppas verbrochen, um in dieser Weise dem Elend überantwortet zu werden? Wo blieb da die christliche Nächstenliebe?

Nachdem er erst erfahren, was er erfahren wollte, suchte Graf Giuliano nach einem Grund, um sich so bald wie möglich von Santina zu verabschieden. Aber das war nicht leicht. Sie hielt ihn fest. Die Mama kochte Thee, und auf einem Teller prangten stolz für zehn Soldi Biskuits, welche die Magd in aller Eile geholt hatte. Es war ein kleines Fest in der gräßlichen Wohnung, wenn auch die Biskuits wie gewöhnlicher Kleister schmeckten. Man machte sich lustig über den ritterlichen Kavallerieleutnant als mutigen Verteidiger



Die Bismarcksäule auf dem St. Quentin bei Meh. (S. 155)
Nach einer Photographie von Walter Jacobi in Meh.

der gefallenen Unschuld, man spöttelte, man neckte und kokettierte, bis endlich Graf Giuliano gute Miene zum bösen Spiel machte und mit Lächeln, nur um wieder loszukommen.

Es war schon finster geworden, als er endlich wieder auf die Straße trat.

7.

Graf Giuliano hatte ursprünglich die Absicht gehabt, mit dem letzten Zug, der abends Neapel verließ, wieder nach Aversa zurückzufahren. Als er aber von Contessa Santina kam, war er fest entschlossen, erst alles zu versuchen, um mit Peppas sprechen zu können. Es war vorauszu sehen, daß er dann seinen Zug versäumen und vielleicht die Entfernung von Neapel bis Aversa zu Pferd in der Nacht zurücklegen müßte. Da er ein guter Reiter war und die Gegend genau kannte, so würde ihn das nicht geniert haben, wenn es ihm nur gelang, den jetzigen Aufenthalt Peppas auszukundschaften. Das aber war so leicht nicht.

Wenn irgend möglich, wollte er hierbei die Vermittelung des alten Giuberti umgehen. Dieser mußte ja wissen, wo Marini wohnte, aber Graf Giuliano kannte ihn als einen durchtriebenen Gauner und Bucherer. Wenn

er merkte, daß jemand Interesse am Schicksal Marinis hatte, so würde er seine Bedingungen und Forderungen bezüglich eines Arrangements um so härter stellen. Giuliano selbst konnte ja doch nicht helfen, aber er wollte Marini seine Lage nicht schwerer machen, als sie schon war.

Am die Polizei dachte Graf Giuliano gar nicht, aus dem einfachen Grunde, weil diese in solchen Fällen gänzlich unwissend ist. Aber es fiel ihm ein, sich in der Villa Marini nach der jetzigen Wohnung des früheren Besitzers zu erkundigen. Das versprach Erfolg, wenn es ihm gelang, die Leute dort zu überzeugen, daß er kein Geld von Marini zu fordern habe, sondern ihm im Gegenteil freundschaftlich gesinnt sei. Er ging also eine kleine Gasse, die vom Rione Amedeo hinunterführte nach der Via Caracciolo, hinab, nahm hier die Pferdebahn und befand sich nach kurzer Zeit am Posilippo vor der Villa Marini.

Das Thor der Villa stand offen, was ihn wunderte, da es doch schon finster und fast acht Uhr war. Noch mehr aber überraschte ihn eine junge Dame, die in einer gewöhnlichen Mietdrofsche vor der Villa wartend hielt. Die junge Dame war noch sehr jung, und Graf Giuliano hielt sie ihres blonden Haars und zartweißen Teints halber jedenfalls für eine Fremde, etwa für eine Engländerin oder eine Deutsche. Sie sah matt und abgespant aus und war wohl leidend, wenigstens schien es so. Gleichwohl hatte sie interessante, reine Züge, die Augen waren tiefblau, das Haar, das sie offen und lang über die Schultern hängend trug, schien fein und sehr üppig und von einem Hellblond, das schon etwas ins Rötliche spielte.

Graf Giuliano grüßte höflich und sah, wie die Fremde leicht und flüchtig nickte. Dann trat er in die Villa ein. Aus der Vorhalle tönte die Stimme der alten Brigida, einer Art Thürhüterin, die schon bei Marini dagesessen und nun wahrscheinlich hier gelassen worden war, damit wenigstens irgend jemand im Hause war und Auskunft geben konnte.

"Da kommt jemand, ja," sagte Brigida, eine alte Stockneapolitanerin, die noch nie in ihrem Leben aus Neapel herausgekommen war und deshalb auch nur den dem Fremden und auch dem nicht in der Stadt heimischen Italiener unverständlichen Dialekt sprach. "Da kommt der Herr Graf. Mit dem können Sie reden. Der versteht mit den Ausländern zu sprechen. Ich verstehe kein Wort, beim heiligen Gennaro, keine Silbe von dem, was Sie sagen."

Neben ihr stand ein dicker Mann, eine echte Falstafffigur. Er mochte seine zwei bis drei Zentner wiegen, war aber sehr elegant gekleidet und ebenfalls blond, wie die Dame draußen im Wagen, die jedenfalls zu ihm gehörte. Nur stach der Bart des Herrn noch etwas mehr ins Rote, so daß man ihn schon fast nicht mehr blond nennen konnte. Es war kein Wunder, daß er sich nicht mit der alten Brigida verständigen konnte, denn, wie sich gleich herausstellte, sprach er ein schauerhaftes Italienisch.

"Womit kann ich Ihnen dienen?" fragte Giuliano zuvorkommend.

"Ich heiße Obermeyer," sagte der Fremde, "bin aus München. In Bayern! Wissen Sie?"

"O ja, ich weiß, was Bayern ist," meinte Giuliano lächelnd.

"Na, Gott sei Dank, doch einmal eine

Seele, die weiß, was Bayern ist!" seufzte der dicke Herr wie erlöst. Er hatte wahrscheinlich bisher nur mit Droschkenkutschern, Kofferträgern und Kellnern zu thun gehabt, deren Geographie allerdings so weit nicht reicht.

"Ich will die Villa mieten. Wir waren schon gestern hier, sie gefällt nun einmal meiner Tochter. Aber wir können uns mit keinem Menschen verständigen," fuhr Herr Obermeyer fort. "Ist denn hier kein Besitzer?"

"Gegenwärtig ist allerdings keiner da," antwortete Graf Giuliano, "Sie müßten sich an das Gericht wenden."

Herr Obermeyer verstand das nicht gleich, erst als Giuliano das Wort "Konkurs" brauchte, pffiff er leise vor sich hin und begriff.

"Sehen Sie, Herr—Herr—" begann Obermeyer wieder.

"Conte de Mattei," ergänzte Graf Giuliano, sich vorstellend.

"Ah, also ein Graf! Gut. Sehen Sie, Herr Graf, meine Tochter ist nämlich krank. Die Aerzte haben sie nach Neapel geschickt, damit sie sich hier erholen soll. Nun weiß ich aber hier gar nicht Bescheid und will doch mein Kind gut unterbringen. Die Villa gefällt ihr, und wenn sie zu vermieten ist, so will ich sie mieten. Es kommt mir so genau nicht darauf an. Ich bin Bierbrauer, wissen Sie?"

"D ja. Ich habe wohl schon ein- oder zweimal in meinem Leben Bier aus München getrunken."

"Na, dann wissen Sie noch nicht viel von der Sache, Herr Graf. Das besorgen meine Landsleute schon gründlicher. Aber das ist hier Nebensache. Bitte, sagen Sie mir, wieviel Miete die Villa kostet."

Graf Giuliano setzte dem Fremden, so gut es gehen wollte, auseinander, daß er darüber keine Auskunft geben könne, ihn aber zu Herrn Marini führen wolle, der dann schon die nötigen Schritte thun werde, besser als das seitens des Herrn Obermeyer oder des Grafen Giuliano selbst geschehen könne. Damit war der andere denn auch ganz zufrieden, und man kam dahin überein, sofort im Wagen Obermeyers, der noch vor der Thür hielt, zu Marini hinzufahren. Nun hatte Giuliano nur noch ein Bedenken. Was sich nämlich der Fremde wohl denken möge, wenn er jetzt mit ihm nach der Porta Capuana fuhr, um Marini aufzusuchen? Was würde er, und was würde besonders seine Tochter, die wahrscheinlich noch nie in ihrem Leben solchen Menschenelend erblickt hatte, sagen, wenn sie den früheren Besitzer der Villa Marini unter solchen Umständen sähe?

"Wo wohnt Herr Marini jetzt?" fragte Giuliano die alte Brigida.

"Via Palermo, Numero 11," antwortete diese.

Dem Grafen Giuliano fiel ein Stein vom Herzen. Die Via Palermo war eine der neueren Straßen, die man seitlich des Hauptbahnhofs von Neapel, allerdings auch in der Nähe des verrufenen Viertels, aber doch noch in einer leidlich anständigen Gegend, mit neuen Häusern aufgeführt hat, um eben der Mißwirtschaft an der Porta Capuana nach und nach ein Ende zu machen. Er gab dem Kutscher Anweisung, wie er fahren mußte, damit die Fremden so wenig wie möglich von den schmutzigen und schmierigen Winkeln und Gäßchen in der Gegend der Porta Capuana zu sehen bekämen, denn Graf Giuliano

schämte sich, wie alle besseren Neapolitaner, vor den Fremden wegen der dortigen unwürdigen Zustände. Aber trotz dieser Vorsicht konnten sich die beiden Fremden kaum fassen angesichts dieses armfeligen Gelichters, das halbnaakt mit ekelhaften Krankheiten und verstümmelten Gliedern, die sie nach Möglichkeit zur Schau trugen, um damit das Mitleid zu erwecken, den Wagen heulend und kreischend umsprang, um einen Soldo zu erbetteln. Weite Strecken ließen Blinde und Krüppel hinter dem im Trab fahrenden Wagen her, in den unglaublichsten Beteuerungen und Verwünschungen versichernd, daß sie vor Hunger sterben müßten, wenn sie nicht einen Soldo zu Brot erhielten.



Emil Vandervelde.

"Geben Sie ihnen nichts, denn sie gehen nur hin und kaufen Tabak dafür," bemerkte Graf Giuliano, als er sah, wie die junge Dame hin und wieder kleine Kupfermünzen aus dem Wagen warf.

Fräulein Marianne Obermeyer sah ihn erstaunt an. Sie sprach fließend französisch, aber kein Wort italienisch, wenigstens hatte Giuliano sie immer nur französisch sprechen hören, und da er es ebenfalls gut sprach, so richtete er das Wort nur in dieser Sprache an sie.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Durch den Vertrag über den Verkauf von Dänisch-Indien an die Vereinigten Staaten von Nordamerika giebt Dänemark seine letzte Kolonie auf. Es handelt sich allerdings nur um drei kleine Inseln, St. Croix, St. Thomas und St. John, von denen St. Thomas die wichtigste ist. St. Thomas liegt 57 Kilometer östlich von Puerto Rico, hat etwa 13,000 Einwohner und einen gut geschützten Hafen, der als Kreuzungspunkt vieler Dampferlinien und als Kohlenstation von Bedeutung ist. Die malerisch an einer von Bergen umrahmten, tief ins Land eindringenden Bucht der Südküste gelegene Stadt St. Thomas zählt 8000 Einwohner, von denen 5000 Neger und Mulatten sind. — Zum Gedächtnis Bismarcks werden bekanntlich auf Veranlassung der deutschen Studentenschaft jetzt überall im Deutschen Reich aus freiwilligen Spenden Bismarckssäulen errichtet nach dem preisgekrönten Entwurf des Baumeisters W. Kreis. Sie haben die Gestalt von einfachen, aber massigen Türmen, auf deren oberer Plattform an patriotischen Gedenktagen, besonders am 1. April, dem Geburtstag des „eisernen Kanzlers“, Freudenfeuer angezündet werden sollen. Die jüngste, mit großen Feierlichkeiten eingeweihte Bismarcksäule erhebt sich auf dem Berge St. Quentin bei Metz, an der äußersten Westgrenze des Reiches. Ein Eichenhain wird sie dereinst umgeben. Die jungen Bäume sollen aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes dazu ausgewählt und hingefahrt werden. — Einer der bedeutendsten Führer der gewaltigen belgischen Volksbewegung, welche die Verfassungsrevision und das allgemeine Stimmrecht erzwingen will, ist der Abgeordnete Emil Vandervelde. Seiner Besonnenheit und seinen Anstrengungen hat man es vor allem zuzuschreiben, daß im Gefolge des Generalstreiks nicht auch der Bürgerkrieg im Lande ausgebrochen ist. Wie er in Brüssel sich zwischen die bereits kämpfenden Gendarmen und Arbeiter stürzte, um weiteres Blutvergießen zu verhindern, so hat er durch seinen Mahnruf: „In der Gesetz-

mäßigkeit liegt unsere Kraft!" erfolgreich den gewaltigen Ausbruch des Volksunwillens zurückzuhalten verstanden. — Geheimrat Professor Adolf Carl Heinrich Slaby, der Erfinder des in Gemeinschaft mit dem bayerischen Gelehrten Grafen Arco entwickelten und erprobten Systems der Funkentelegraphie Slaby-Arco, das jetzt für die deutsche Kriegsmarine und die Küstenstationen angenommen worden ist, wurde am 18. April 1849 in Berlin geboren und nach zurückgelegtem Studium Lehrer an der königl. Gewerbeschule in Potsdam. Im Jahre 1876 ward er Privatdozent an der Berliner Gewerbeakademie, 1882 Professor der Maschinenlehre und der Elektrotechnik an der Technischen Hochschule in Charlottenburg, 1884 auch Direktor des elektrotechnischen Laboratoriums der Hochschule, endlich ihr Leiter. Der auf allen Gebieten des technisch-wissenschaftlichen Lebens hervorragende Mann nahm im Mai 1897 an den Versuchen teil, welche die englische Telegraphenverwaltung mit den noch sehr unvollkommenen Marconi-Apparaten anstellte. Wie er aber selbst erklärt hat, beruht sein System nicht auf jenen älteren Erfahrungen, sondern auf eigenen Entdeckungen, welche er am 22. Dezember 1900 bekannt gegeben hat.

Ein arabischer Bäcker in Kairo.

(Mit Bild auf Seite 156.)

In Kairo und anderen orientalischen Städten wohnen die Handwerker alle in bestimmten Stadtteilen bei einander. Bei dem kleinen Handwerker ist der nach der Straße zu offene, gänzlich schmucklose Laden zugleich die Werkstatt, und die Vermilichkeit der Ausstattungen und der Arbeitsmittel, die geringen Vorräte, die ruhige Gelassenheit und Gemächlichkeit der Inhaber bilden einen drastischen Gegensatz zu den europäischen Läden und Werkstätten gleicher Art. Man betrachte nur den arabischen Bäckerladen. Mit welchem Phlegma sitzt der Meister auf seinem Strohsessel! Ein Duzend flacher, ungeführter Fladen bildet seinen ganzen Vorrat. Im Hintergrund ist sein einziger Gehülfe an dem primitiven Backofen thätig, wie ihn schon die alten Ägypter vor vier-tausend Jahren benutzten.

Doppeltes Mißgeschick.

(Mit Bild auf Seite 157.)

Ein Unglück kommt selten allein, sagt man; die Wahrheit dieses Ausspruches müssen auch die Sommerfrischler erproben, die, um schneller zum Bahnhof zu gelangen, den Weg über eine fremde Flur nahmen. Schon braust der Zug, mit dem sie fahren wollen, heran, aber sie dürfen hoffen, ihn noch zu erreichen, da gebietet ihnen plötzlich der scharfe Anruf des Flurhüters Halt. Der Beamte verlangt Name, Stand und Wohnort behufs Erhebung der verwirkten Geldstrafe. Ziehend hält ihm der Vater seine Uhr entgegen: „In fünf Minuten fährt der Zug ab!“ Alles umsonst! Der Flurhüter läßt sich nicht aus seiner Ordnung bringen. Die Reisenden veräümen den Zug und müssen noch dazu Strafe zahlen.



Professor Dr. Heinrich Slaby. Nach einer Photographie von J. C. Schwarz, H. G. Photograph in Berlin.

Die Quinterne.

Nach Thatsachen mitgeteilt von A. Berthold.

(Nachdruck verboten.)

Der alte Klaas Mertens hatte soeben seine Tochter Stina ausgescholten, wie er dies jeden Vormittag that. Das gehörte bei ihm gewissermaßen zu den Lebensbedürfnissen. Jetzt saß Stina weinend in der Küche des kleinen Hauses und schälte Kartoffeln für das einfache Mittagbrot. Klaas stand vor der Thür seines Häuschens, rauchte und blickte aufmerksam die Straße hinab.

Sein Häuschen stand auf einer Anhöhe am nordwestlichen Ende von Altona vollständig vereinsamt, während sich dort jetzt eine gewaltige Häusermasse ausdehnt. Aber

an dem Morgen, an dem Klaas vor der Thür stand, befand man sich erst im Jahre 1836. Altona war dänisch, und Mertens, der eigentlich ein Deutscher war, hatte gar nichts einzuwenden, daß die deutschen Provinzen Schleswig-Holstein unter dänischer Oberhoheit standen. Die Politik war ihm

immer näher. Seiner Kleidung und seinem Gang nach war er ein Seemann, etwa am Ende der Dreißiger. Endlich ging er auf Klaas zu, küßte den runden Hut und sagte: „Schöne Gegend hier!“

Klaas Mertens sah ihn mit einem verächtlichen Blick von oben bis unten an und

Der Fremde dachte einen Augenblick nach und zog dann aus der Brust seiner Schifferjacke einen Paß Legitimationspapiere, welche er in die ausgestreckte Hand des alten Klaas legte. Dieser prüfte sie sorgfältig und erfah daraus, daß der Fremde ein Jüte Namens Sörensen sei, der auf verschiedenen Schiffen

gänzlich gleichgültig, er war damit zufrieden, sein Häuschen zu haben. Das Geld dazu hatte er sich als Schiffszimmermann verdient, und er hatte insofern Glück gehabt, als die

Mannschaft des Fahrzeuges, auf dem er sich befand, auf hoher See ein verlassenes

Schiff fand und es in den nächsten englischen Hafen schleppte. Nach Seerecht

wurde dem Kapitän und der Mannschaft eine hohe Summe als Bergelohn zugesprochen,

und Klaas erhielt als Anteil ein für seine Verhältnisse nicht unbedeutendes Stück

Geld, zog nach Altona, arbeitete hierauf als Schiffszimmermann in

Hamburg, nahm ein Weib, das ihm indes bald starb, und wirtschafstete dann

mit seiner heranwachsenden Tochter Stina allein. Allmählich wurde

Klaas alt, und die schwere Zimmermannsarbeit auf den Werften wollte ihm nicht mehr behagen. Er

konnte bei seinen geringen Bedürfnissen ganz gut den Rentner spielen.

So stand der frühere Schiffszimmermann vor der Thür seines Häuschens an jenem Junimorgen und sah nach Westen, als ob dort etwas sehr Interessantes sei. In jener Himmelsrichtung war aber gar nichts zu sehen; dagegen näherte sich von Osten her ein Mann, der ein großes Interesse für das Häuschen und seine Umgebung zu haben schien. Er besah sich das Häuschen von allen Seiten, betrachtete die Umgegend und kam dabei



Ein arabischer Bäder in Kairo. (S. 155)

that so, als sei der Fremde gar nicht vorhanden.

„Ihr habt eine Wohnung in Eurem Hause zu vermieten?“ fragte der Ankömmling.

Klaas nickte bloß mit dem Kopfe.

„Ich möchte sie mieten, wenn sie mir paßt.“

Klaas streckte darauf die Hand aus und sagte nur ein einziges Wort, nämlich: „Papiere.“

als Vollmatrose gedient habe. Klaas behielt die Papiere in der linken Hand und wies mit der rechten auf den Eingang zu seinem Häuschen.

Sörensen folgte diesem Wink und betrachtete mit Mertens die Stube, die linke Hand vom Hausflur lag und sich als ein zweifenstriges

Zimmer mit dürftiger Ausstattung erwies. Der Fremde schien mit der Wohnung zufrieden. Er fragte nach dem

Preis, und der Zimmermann stellte eine recht unverschämte Forderung.

Merkwürdigerweise schien Sörensen nicht gewillt, zu handeln. Er sagte: „Biel Geld. Aber ich habe mein Erbteil ausbezahlt bekommen und möchte einmal für längere Zeit hier vor Anker gehen. Ich nehme die Wohnung,

aber ihr müßt mir gestatten, daß ich mir Tauben halte. Ich bin ein großer Freund von Tauben. Auf dem Boden da oben könnte man wohl einen

Verschlag anbringen. Ich habe mir das Haus daraufhin schon genau angesehen.“

Klaas überlegte einen Augenblick. Dann erklärte er kurz und barsch, er sei mit der Liebhaberei des Mieters einverstanden, wenn dieser für die Benutzung des Bodens besonders bezahlen wolle. Sörensen ging darauf hinaus, sah das Haus noch einmal von allen

Seiten an und bewilligte auch diesen Preis. Dann erklärte er, er wolle sofort einziehen und seine Schiffs-kiste holen. Er entfernte sich

und seine Schiffs-kiste holen. Er entfernte sich



Doppeltes Mißgeschick. (S. 155)

hierauf, und Klaas hatte das Gefühl, der dumme Däne hätte noch viel mehr bezahlt, wenn er ihm noch mehr abgefordert hätte.

Der Mieter war von jetzt an Haus- und Tischgenosse des alten Klaas und seiner Tochter. Klaas ging nach der Küche und verständigte Stina davon. Mit barschen Worten verbot er ihr alles etwaige Liebaugeln mit dem neuen Mieter. Dann stellte er sich wieder vor die Thür, um rauchend die Ankunft des Gastes mit seinem Gepäck abzuwarten. Dem Aeußeren und der Schwere der Schiffsstifte wollte Klaas es ansehen, wes Geistes Kind der neue Mieter sei. Seine Papiere hatte er vorläufig zur Sicherheit behalten.

Stina schälte eine Quantität Kartoffeln mehr als sonst und bereitete ein paar Seezungen. Die Warnung wegen der Liebaugerei, die ihr der Vater hatte zu teil werden lassen, war recht überflüssig, denn sie dachte gar nicht an andere Männer, sie dachte nur an einen jungen Matrosen, der jetzt auf der Brigg „Helene“ nach Amerika gefegelt war und erst nach Jahresfrist zurückkommen sollte.

Klaas Mertens und Sörensen hatten sich im Laufe einiger Wochen sehr angefreundet. Bei Sörensen schien das Geld sehr locker zu sitzen. Er traktierte den alten Klaas nicht nur zu Hause, sondern nahm ihn auch mit nach Altona und nach Hamburg hinüber, und sein Hausherr war nie abgeneigt, ein Gläschen zu trinken, wenn er es nur nicht zu bezahlen brauchte.

Auch in anderer Beziehung war Sörensen ganz und gar ein Mann nach dem Herzen des Alten. Er kümmerte sich nämlich um Stina ganz und gar nicht, sondern widmete seine ganze Zeit den Tauben, von denen er ungefähr ein Duzend besaß. Mit diesen Tauben trieb er nach seiner Versicherung einen schwunghaften Handel; denn hin und wieder packte er einige von ihnen in einen Käfig und fuhr mit ihnen davon. Seine Abwesenheit dauerte manchmal mehrere Tage.

So war ein halbes Jahr vergangen, und zwischen Sörensen und Klaas herrschte schon eine große Intimität. Es war im Herbst, die Stürme wehten rauh, als Sörensen den Alten aufforderte, mit ihm nach Hamburg hinüberzugehen, um sich ein wenig im Hasen umzusehen. Außerdem, meinte Sörensen, könne man wohl ein Gläschen gegen den erkältenden Nordsturm trinken.

Klaas war sofort damit einverstanden, beauftragte Stina, die Thür zu schließen, und ging mit Sörensen fort. Letzterer war freigebiger als je und zeigte sich ausnahmsweise lustig. Das steckte den alten Klaas an, so daß er selbst in eine fröhliche Stimmung geriet, die man sonst bei ihm nicht fand. Als sie dann zurückkehrten und durch Altona kamen, blieb Sörensen plötzlich vor einem Hause stehen, in dem sich ein Laden mit der Aufschrift „Königlich dänisches Lotterecomptoir“ befand, und sagte: „Hier ist viel Geld zu verdienen.“

Der alte Klaas lachte und versetzte: „Sehr richtig, wenn man etwas gewinnt. Dazu aber müßte man wissen, was für Nummern gezogen werden.“

„Haha, freilich. Wie ich Euch kenne, möchtet Ihr alter Knabe auch einmal einen ordentlichen Gewinn machen.“

„Ich wäre gar nicht abgeneigt, aber es darf nichts kosten. Ich bin kein solcher Narr, mein Geld in der Lotterie zu riskieren.“

„Und wenn nun ein Gewinn sicher wäre, wenn es möglich wäre, mit wenig Geld viele Tausende von Reichsthälern zu gewinnen, dann wäret Ihr gewiß dabei?“

„O gewiß! Aber wenn jemand dieses Kunststück verstünde, würde er mich nicht dazu nehmen, sondern es auf eigene Rechnung machen,“ meinte Klaas.

„Wir reden noch darüber,“ bemerkte Sörensen. Dann kehrte er mit Klaas noch in verschiedenen Wirtschaften ein, so daß der Schiffszimmermann beim Nachhausegehen nicht mehr ganz fest auf seinen Füßen stand und nur mühsam den Eingang in sein Haus finden konnte. Dafür war Klaas extra grob gegen seine Tochter, die er energisch ausschalt, und es dauerte ziemlich lange, bis er sich ausgetobt hatte und schlafen ging.

Am nächsten Tage machte sich Sörensen wieder an ihn heran und lud ihn abermals zu einem Ausflug ein. Es sah aus, als wollte er dem alten Klaas das Trinken angewöhnen. Das war allerdings nicht nötig. Klaas verstand das Trinken ganz vorzüglich; es mußte sich nur immer jemand finden, der für ihn bezahlte. In seiner Liebenswürdigkeit, die in den Augen des alten Klaas für horrendes Dummheit galt, bezahlte Sörensen immer wieder die Zeche.

Nachdem ein achttägiges Trinkgelage vorüber war, schien Sörensen die Zeit gekommen, um ein entscheidendes Wort mit Klaas zu sprechen. Dieser befand sich in der That in einer Stimmung, in der er auch zu Seeraub und anderen gefährlichen Unternehmungen bereit gewesen wäre. Am Abend des achten Tages saßen Sörensen und Klaas im Zimmer des ersteren, und Sörensen entwickelte seinen Plan, der darauf ausging, eine sehr große Geldsumme spielend leicht und gefahrlos zu erlangen.

Dänemark besaß damals eine Zahlenlotterie, deren Ziehungen allmonatlich in Kopenhagen stattfanden. Man konnte mit beliebigen Summen zwei bis fünf Zahlen begeben. Wer zwei Zahlen unter den fünf bei der Ziehung gezogenen gesetzt hatte, gewann eine Ambe, das heißt, das Fünzigfache seines Einsatzes; wer drei erriet, eine Terne, wer vier, eine Quaterne, und wer gar alle fünf erriet, gewann eine Quinterne: das Bierundsechzigtausendfache seines Einsatzes. Es kam allerdings nur sehr selten vor, daß der Zufall einem Spieler so wohl wollte, daß er eine Terne oder gar eine Quaterne gewann, das heißt also drei oder vier der gezogenen Zahlen begeben hatte. Eine Quinterne kam kaum in Betracht.

Zwischen Kopenhagen und Altona gab es im Jahre 1836 weder eine Eisenbahn noch einen Telegraphen. Es gab nur eine einfache Postverbindung, die noch dazu zum Teil über See ging. Briefe von Kopenhagen nach Altona brauchten zwei bis drei Tage, und nur im günstigsten Falle kamen sie innerhalb zweier Tage in Altona an. Es war daher von der dänischen Regierung den Kollekteuren der Zahlenlotterie in Altona gestattet, noch am Tage nach der in Kopenhagen stattfindenden Ziehung Einsätze auf die Lotterie anzunehmen. Die Nachricht, welche Nummern gezogen worden waren, konnte ja unter keinen Umständen bis dahin nach Altona gelangt sein.

Auf diesen Umstand baute Sörensen seinen Plan. Er war als befahrener Matrose nach Indien und nach China gekommen und hatte dort den Gebrauch der Brieftauben kennen gelernt. Brieftauben hatte man ja bereits im Mittelalter in Deutschland gekannt, aber ihre Verwendung war vollständig in Vergessenheit geraten, wenigstens dachte höchst wahrscheinlich kein Mensch in ganz Dänemark damals daran, Brieftauben zur Beförderung von Nachrichten zu verwenden. Am wenigsten war noch irgend jemand vorher auf den Ge-

denken gekommen, die gezogenen Nummern von Kopenhagen nach Altona vermittelt einer Brieftaube zu senden.

Sörensens Plan war nun ein ziemlich einfacher und doch, wie es schien, ein unfehlbarer. Er hatte sich einen Taubenschlag errichtet und die Tauben durch gute Pflege so an das Haus gewöhnt, daß er mit ihnen schon kleine Probeflüge hatte veranstalten können. Er machte nun dem alten Klaas folgenden Vorschlag. Sie wollten zusammen weiter mit der Dressur der Tauben sich beschäftigen und damit bis zum Frühjahr fortfahren. Dann wollte Sörensen mit zwei Tauben nach Kopenhagen reisen und sie sofort nach der Ziehung mit den gezogenen Nummern ablassen. Sie trafen höchst wahrscheinlich noch am Ziehungstage in Altona ein. Klaas sollte die Tauben in Empfang nehmen, den Nummerzettel, den sie bei sich trugen, an sich nehmen und nun im Lottericomptoir mit einer hohen Summe eine Quaterne begeben. Sörensen war entschieden dagegen, daß eine Quinterne begeben werde, weil dies zu sehr aufgefallen wäre. Er war dafür, daß man das Experiment mit den Brieftauben lieber einigemal wiederholen als durch einen einzigen großen Gewinn unnützes Mißtrauen erregen sollte. Er machte Klaas klar, daß sie durch große, aber doch nicht allzu große Gewinne, ohne Mißtrauen zu erregen, sich im Laufe der Zeit ein hübsches Kapital zusammenspielen könnten. Er erklärte Klaas offen, er verfüge über keine Mittel mehr, und dieser müsse ihn während des Winters durchfüttern. Klaas müsse auch das Geld hergeben, um in der Lotterie zu setzen. Dafür wolle Sörensen seinen Freund auch bei allen Gewinnen beteiligen und außerdem Stina heiraten. Dann gehörten sie ja zusammen, und beide würden bei dem Geschäft gut fahren.

Die Augen des alten Klaas funkelten vor Habgier. Er wollte aber nicht ohne weiteres auf den Vorschlag eingehen. Er hatte das Mißtrauen aller Leute seiner Art und verlangte erst eine Probe. In der That machte sich Sörensen schon am nächsten Tage nach Flensburg auf, um dort trotz des schlechten Wetters zwei Tauben auffliegen zu lassen. Sie kamen richtig in den Taubenschlag zurück und wurden von Klaas in Empfang genommen.

Jetzt wurde das Geschäft zwischen Mertens und Sörensen perfekt. Stina wurde selbstverständlich mit keinem Worte gefragt und ahnte, wenigstens nach der Ansicht des Vaters, nicht, daß sie in das Geschäft gewissermaßen als Zugabe mit hineinkam. Schade nur — schade für Klaas und Sörensen —, daß Stina während der ganzen Abende, in denen die Geschäfte besprochen wurden, an der Thür gehorcht hatte, was ihr der Alte wirklich nicht zugetraut hätte. Aber junge Mädchen sind nun einmal neugierig, besonders neugierig wegen der Dinge, die im Hause selbst vorgehen.

Der Winter verging den beiden Verschworenen sehr langsam, denn sie bauten während der ganzen Zeit Luftschlösser. Sie erwogen ihr Vorhaben nach allen Richtungen, und Sörensen blieb bei seiner Ansicht, man dürfe nicht zu viel auf einmal verdienen wollen, weil dies auffallen müsse; es sei viel besser, man wiederhole mehrmals die Sache, als daß man sich der Gefahr aussetze, verächtlich zu werden, und dadurch eine Entdeckung herbeiführe. Sörensen war sogar dafür, daß hin und wieder eine Ziehung ausgelassen werden müsse.

Klaas nickte zu diesen Erklärungen stets mit dem Kopfe; im Innersten seines Herzens aber war er anderer Meinung. Er besaß

einige hundert Riksdaler gesparten Geldes, und davon sollte ein Teil zur ersten Ziehung im April verwendet werden.

Sörensen dressierte seine Tauben und ließ sie auch im Winter Probeflüge machen, sogar über ziemlich weite Entfernungen. Am Weihnachtstage wurde er mit Stina verlobt, das heißt der Vater erklärte Stina, sie habe Sörensen als ihren Bräutigam zu betrachten, und Stina nahm diese Erklärung schweigend hin. Sie mußte ja aus den belauschten Gesprächen der beiden Männer, daß es bis zu der geplanten Hochzeit noch ziemlich lange hin war. Bis dahin kam der Jungmatrose Wilhelm Gatter zurück, und Stina war bereit, mit ihm zu gehen, wohin er wollte. Im Hause blieb sie auf keinen Fall.

Als Sörensen im März mit seinen Tauben wiederholt nach Kopenhagen ging, um von dort aus Probeflüge zu veranstalten, schimpfte und zeterete der alte Klaas gar gewaltig, weil er das Geld zu diesen Fahrten hergeben mußte. Aber er sah ein, daß das ganze Unternehmen ins Wasser fiel, wenn die Tauben nicht auf die Flugrichtung Kopenhagen-Altona dressiert waren. Die Tauben bewährten sich ausgezeichnet; sie kamen jedesmal innerhalb weniger Stunden in Altona an, und alles schien gut zu gehen.

Es wurde noch eine Konferenz zwischen Mertens und Sörensen abgehalten, während draußen im Hausflur Stina mit dem Ohr am Schlüsselloch lauschte. Nach Ansicht des Alten war sie längst in ihrer Bodenkammer schlafen gegangen. Sie hatte auch so gethan, als ob sie sich zur Ruhe begeben, war aber dann lautlos vom Boden wieder heruntergestiegen, um zu horchen.

Sörensen zwang Klaas das Versprechen ab, daß sie beim ersten Mal nur eine Terne, also drei Nummern, mit zwanzig Riksdalern besetzen wollten. Der Gewinn, der dabei herauskam, war groß genug. Sörensen packte dann seine Tauben vorsichtig in eine Kiste und fuhr mit ihnen nach Kopenhagen.

Klaas war von der Habgier verblendet und vergaß jede gebotene Vorsicht. Er beschloß, nicht nur eine Terne auf gemeinsame Rechnung zu besetzen, sondern auch noch heimlich für sich selbst zu spekulieren. Er hatte sich die Bedingungen des Zahlenlotos eingepägt, und es war doch zu verlockend, zu erfahren, daß für eine Quinterne das Vier- undsechzigtausendfache des Einsatzes, für eine Quaterne das Fünftausendfache, für eine Terne aber nur das Zweihundertfünzigfache bezahlt würde.

An dem Tage, an welchem in Kopenhagen die Ziehung stattfand, befand sich Klaas in leicht begreiflicher Aufregung. Es war ausgemacht, daß zwei Tauben ankommen sollten, und zwar sollte jede eine kleine Rolle aus Pergament an einer Schwungfeder mit sich tragen. Auf die Pergamentrollen sollten die fünf Zahlen, die im Lotto gezogen waren, vermittelt Nadelstichen einpunktiert sein. So konnten sich die Zahlen nicht verwischen, selbst wenn die Pergamentrollen naß wurden. Sörensen war ganz besonders stolz auf diese Erfindung.

Klaas saß den ganzen Tag oben im Taubenschlag, um die Brieftauben zu erwarten. Die erste kam viel früher an, als er gehofft hatte, und wenige Minuten hinter ihr die zweite. Er mußte laut Verabredung beide abwarten, um die Zahlen zu vergleichen und zu kontrollieren. Sörensen war ein Mann, der außerordentlich sicher ging. Jede Taube hatte dieselben Zahlen mitgebracht; es war also dadurch festgestellt, daß ein Irrtum nicht vorlag.

Klaas stieg vom Boden herab, zog sein

Festtagsgewand an und ging am Nachmittage des Ziehungstages zu einem der Lotterierecomptoire in Altona, um dort noch seine Einsätze zu machen. Er hätte noch den ganzen nächsten Tag Zeit gehabt. Aber gerade, wenn er schon an diesem Tage kam, konnte nach seiner Ueberzeugung niemand auf die Vermutung kommen, daß er sich schon im Besitz der Glücknummern befand. Er besetzte auf gemeinsame Rechnung eine Terne von zwanzig Riksdalern, so daß ein Gewinn von fünftausend Riksdalern in Aussicht stand. Dann besetzte er, verblendet von Habgier, nicht weniger als vier Amben, das heißt Doppelzahlen, indem er immer wieder die fünf Zahlen zu zweien gruppierte. Er besetzte noch eine Terne für sich, eine Quaterne und selbst die Quinterne.

Dann ging er nach Hause in dem Bewußtsein, in zwei Tagen ein schwer reicher Mann zu sein. Denn er hatte auf die Quinterne ebenfalls zwanzig Riksdaler gesetzt, und wenn der Gewinn vierundsechzigtausendfach gezahlt wurde, war er ein Nabob, ganz abgesehen von den anderen Gewinnen, die er sich noch gesichert zu haben glaubte.

Als nach zwei Tagen die offiziellen Nummern aus Kopenhagen in Altona anlangten, gab es in dem Lotterierecomptoir gerechtes Staunen und großes Aufsehen. Die Lotteriekasse hatte einen ungeheuerlichen Gewinn ausbezahlt. Es war selbstverständlich, daß die Genauigkeit, mit der die Zahlen geraten worden waren, auffallen mußte. Es mußte ferner auffallen, daß gerade eine Person alle die Einsätze gemacht hatte. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen.

Das Lotterierecomptoir machte der Regierungsbehörde in Altona Meldung von dem sonderbaren Vorfall, und auch dort war man der Ansicht, daß es sich um einen Betrug handle. Man nahm nur an, daß der Betrug in Kopenhagen verübt worden sei, indem dort durch irgend eine Manipulation die Zahlen aus dem Glücksrade gezogen worden waren, die in Altona die Complicen besetzt hatten. Man glaubte auch daran, daß vielleicht die echten Nummern, die aus dem Glücksrade gezogen worden waren, durch irgend einen bestochenen Angestellten mit taschenspielerartiger Geschwindigkeit durch falsche — diejenigen, die in Altona besetzt worden waren — ersetzt sein könnten.

Klaas glaubte sehr schlau zu handeln, wenn er nicht sofort nach dem Lotterierecomptoir stürzte, um seinen Gewinn zu beanspruchen. Er wollte im Gegenteile einige Tage verstreichen lassen, um dann so zu thun, als habe er ganz zufällig von seinem Gewinn etwas erfahren. Die Wartezeit wurde ihm indes bedeutend verkürzt, indem schon am Tage nach der Veröffentlichung der offiziellen Nummern eine Anzahl von dänischen Polizeibeamten in seinem Häuschen erschien und ihn samt seiner Tochter verhaftete.

Klaas wurde zuerst verhört und leugnete, irgend etwas von dem Betrug zu wissen. Er wußte ja, man konnte ihm vorläufig nicht nachweisen, wie der Betrug entstanden war. Anders dachte indes Stina, die man natürlich getrennt von dem Vater hielt und getrennt von ihm verhörte. Sie war der Ueberzeugung, ihr Vater würde vollständig entlastet, wenn sie angäbe, wer der Anstifter sei, und es machte ihr unzweifelhaft Vergnügen, dem Mann, der sich ihr in so dreister Weise als zukünftigen Gatten aufdrängen wollte, einen Streich zu spielen.

Sie erzählte, was sie belauscht hatte, und die Polizei und die Regierungsbehörde staunten über den Betrug, der durch die Brieftauben verübt worden war. Es wurde vorläufig

eine Wache in das Haus des alten Klaas eingesetzt, und als Sörensen von Kopenhagen ankam, nahm man ihn sofort fest und steckte ihn ebenfalls in Untersuchungshaft. Dann erklärte man Sörensen, Klaas habe den Streich mit den Brieftauben gestanden, worauf Sörensen ebenfalls klein beigab. Dem alten Mertens aber wurde mitgeteilt, Sörensen habe ein Geständnis abgelegt. Doch der Alte blieb dabei, daß er absolut nichts wisse.

Man machte ihm die Mitteilung, daß er eine schwere Strafe zu gewärtigen habe, und daß vor allem der Lotteriegewinn niemals gezahlt werden würde; ebenso seien die Einsätze verloren.

Nicht die Aussicht auf die Strafe, sondern die Verzweiflung über den Verlust der erhofften Reichthümer veranlaßte Klaas, sich in derselben Nacht im Gefängnis zu erhängen. Sörensen wurde zu achtjährigem Zuchthaus verurteilt. Stina entließ man aus der Untersuchungshaft, und mit Rücksicht darauf, daß sie durch die Angabe, wie der Betrug verübt worden war, den dänischen Staat vor der Wiederholung eines solchen Streiches geschützt und ihm vielleicht Millionen erspart hatte, verzichtete man darauf, aus der Erbschaft des alten Klaas eine Strafe einzuziehen. Stina behielt das Häuschen und noch einige hundert Riksdaler, die sich der Alte erspart hatte.

Natürlich erging sofort ein Erlass der dänischen Regierung, daß auch in Altona und allen anderen Städten des dänischen Reiches außerhalb Kopenhagens Einsätze in die Lotterie nur bis zu dem Augenblick angenommen werden durften, in welchem in Kopenhagen die Ziehung vor sich ging. Einige Jahre später wurde das Zahlenlotto in Dänemark überhaupt aufgehoben.

Als Gatter von seiner Seereise zurückkam, verheiratete er sich mit Stina Mertens, verkaufte das Häuschen und zog mit ihr nach Flensburg.

Ueber die weiteren Schicksale Stinas und ihres Gatten ist nichts bekannt.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der Bankfisch. — An einem schönen Vormittag des Jahres 1775 erschien ein Fischer auf dem Markte zu Rom mit seiner frischgefangenen lebenden Ware, um sie feilzubieten. Darunter befand sich ein großer Fisch von ganz außergewöhnlicher Schönheit und von bis dahin unbekannter Art.

„Ein Fisch, der so schön aussieht, muß gewiß auch sehr gut schmecken,“ meinte jemand. „Muß man ihn kochen oder braten, salzen oder räuchern?“

„Das weiß ich nicht,“ versetzte der Fischer. „Darüber mögen klügere Leute entscheiden; denn niemals zuvor haben weber ich noch meine Kollegen einen solchen Fisch gefangen.“

„Wie hoch ist der Preis?“

„Zehn Zechinen.“

„Das ist aber sehr teuer.“

Jetzt trat der Koch des spanischen Gesandten herzu. Er betrachtete aufmerksam den Fisch, ihn gehührend bewundernd, und dachte sich im stillen, daß derselbe seinem Gebieter, einem großen Fischliebhaber, sehr angenehm sein würde. Als er aber vernahm, daß diese Seltenheit zehn Zechinen kosten sollte, wurde er doch etwas stutzig.

Bedächtigt sagte er: „Ich bin geneigt, den Fisch für die Küche Seiner Excellenz des spanischen Gesandten zu kaufen, muß aber meinen Herrn des hohen Preises halber erst befragen. Vor Ablauf einer Viertelstunde bin ich wieder hier. Der Fisch ist also nun so gut wie verkauft — versteht Ihr?“

„Sehr wohl,“ antwortete der Fischer. „Eine Viertelstunde warte ich also.“

Der Spanier entfernte sich eilends. Kaum war er fünf Minuten fort, da erschien auf dem Plage ein kleiner ältlicher munterer Franzose. In etwas mangelhaftem Italienisch rief er: „Ich habe gehört,

daß ein merkwürdiger Edelfisch zum Verkaufe aus-
geboten wird. Wo ist denn das Wundertier?"

"Hier."
"In der That, ganz superbe — das Außerordent-
lichste, was ich je gesehen! Wie hoch ist der Preis?
Ich wünsche den Fisch zu kaufen."

"Thut mir leid, bester Herr," sprach der Fischer
achselzuckend, "der Fisch ist schon so gut wie ver-
kauft an den Koch des spanischen Gesandten."

"Verwünscht, das ist höchst ärgerlich! Mein Herr
ist der französische Gesandte, Seine Excellenz v. Bernis.
Morgen haben wir eine große Gasterei für das ge-
samte diplomatische Corps, und dafür brauchen wir
etwas Besonderes, welches zu beschaffen ich Dvdre
habe. Gerne hätte ich also zwanzig Bechinen für
diesen prächtigen, geradezu einzigen Fisch gezahlt."

Der biedere Fischer machte große Augen. "Hm,
hm," brummte er, "ei, wenn dem so ist —"
"Wollt Ihr mir den Fisch dafür überlassen?"

"Mit dem größten Vergnügen!"

Freudig steckte der Fischer das viele Geld ein.
Auch seine anderen Vorräte an Fischen hatte er
ausverkauft. Er verschwand deshalb schleunigst.

Gleich darauf erschien dort wieder der Koch des
spanischen Gesandten, um nunmehr für zehn Bechinen
den seltenen Fisch zu erwerben, zu dessen Kauf er
die Einwilligung seines Gebieters erhalten hatte.
Er sah sich um, aber weder der Fischer noch der
Fisch waren irgendwo zu erblicken. Endlich erfuhr
er von einigen Leuten, die Zeugen des Vorfalls
gewesen waren, daß der Koch des Grafen v. Bernis
den Wunderfisch für zwanzig Bechinen gekauft habe.
Voller Ingrimm begab sich der Spanier nach Hause,
wo sein Herr ebenfalls in hohen Zorn geriet, als er
das Geschehene vernahm. Der spanische Gesandte
schickte ohne Verzug dem französischen Gesandten ein
energisches Billet, worin er die sofortige Auslieferung
des Fisches verlangte, weil derselbe von seinem Koch

zuerst bedungen und gekauft worden sei. In höflicher
Weise lehnte Bernis das Ansinnen als gänzlich un-
gerechtfertigt ab. Nach seiner Ueberzeugung sei der
Fisch, der eine Zierde des großen Gastmahles werden
solle, zu welchem ja auch die spanische Excellenz
schon eingeladen sei, durchaus rechtmäßig dafür er-
worben und bezahlt worden. Der stolze Spanier gab
sich damit aber nicht zufrieden, sondern antwortete
darauf, daß er unter solchen Umständen es für gänz-
lich unter seiner Würde halten müsse, als Einge-
ladener bei dem Gastmahle zu erscheinen. Ueber-
haupt würde er sich genötigt sehen, bei seiner Regie-
rung Beschwerde zu führen über diese Angelegenheit.

Bei der großen Gasterei, die Bernis am folgenden
Tage in seinem Palaste veranstaltete, erschien der
spanische Gesandte in der That nicht.

In einer ungeheuren Schüssel wurde der große
kostbare Fisch, aufs beste mit einer pikanten Sauce
zubereitet, aufgetragen, dann kunstgerecht zerlegt und

Humoristisches.



Frech.
Bettler: Mein Freund hat
mie eben gesagt, Sie haben ihm
fünf Pfennig geschenkt, weil er
bloß ein Wein hat.
Herr: Ja, das ist wahr.
Bettler: Na, dann geben
Sie mir man zehn Pfennig, ich
habe zwee!



Aufklärung.
Junger Chemann: Bis jetzt habe ich
noch nichts gegessen wie Mal in allen möglichen
Zubereitungen; wie kommt das?
Frau: Ja weißt du, mein Kochbuch er-
scheint in Lieferungen, und die erste Lieferung
enthält nichts anderes!

den Gästen aufgetischt. Alle Fische, die schön aus-
sehen, schmecken aber deshalb noch nicht gut. Das
Fleisch des kostbaren Fisches war äußerst bitter, zähe,
faserig. Es erregte unangenehme Uebelkeiten. Die
Gäste schoben die Teller zurück.

"Wie konnte man das vermuten?" rief Bernis
bestürzt. "Ein Fisch, der zwanzig Bechinen gekostet
hat, so völlig ungenießbar? Das ist ja schauderhaft!
Man räume sofort den verwünschten Fisch ab. Hin-
aus damit! Und ein anderer Gang dafür her!"

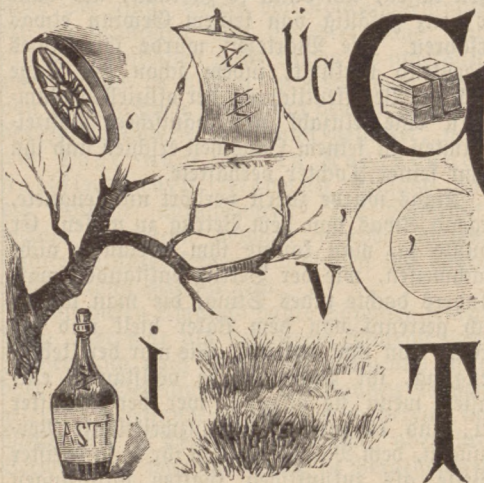
Mit dem kostbaren Fisch hatte der französische
Gesandte sich also vollständig blamiert.

Als der spanische Gesandte dies erfuhr, rieb er
sich die Hände und verhöhnte sich gleich darauf mit
Bernis, der in der Folgezeit noch oft allerlei kleine
Neckereien über sein Mißgeschick mit dem kostbaren
„Zankfisch“ zu hören bekam, der ja unter Umständen
in der That für die Ruhe Frankreichs und Spaniens
gefährlich werden können. [F. Villa.]

Die erste deutsche Zeitung in Amerika erschien
am 20. August 1739 in der deutschen Stadt German-
town. Die Zeitung bestand aus einem halben Blatt
und führte den Titel: „Der Hochdeutsche Pennsyl-
vanische Geschichtschreiber oder Sammlung wichtiger
Nachrichten aus dem Natur- und Kirchenreich. Erstes
Stück, August 20. 1739.“

Der Name des Herausgebers und Druckers Chri-
stoph Saur schien nur Nebensache zu sein. Man ent-
deckte diesen beiläufig unter einer Anzeige. [W. G.]

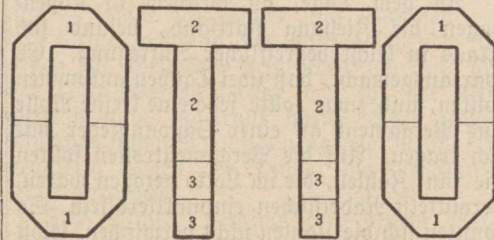
Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 21.

Auflösung des Bilder-Rätsels „Der Fächer“ in Nr. 19:
Man lese, mit dem F links beginnend, die Buchstaben abwechselnd
links und rechts von dem Fächer ab, und man erhält: „Zum Ge-
burtstage!“

Verleg-Aufgabe.



Der Name „Otto“ ist in die mit den Ziffern 1—3 bezeichneten
einzelnen Teile zu zerlegen. Aus diesen läßt sich ein Stern von
zwanzig Ecken herstellen. Wer löst die Aufgabe?

Auflösung folgt in Nr. 21.

Auflösung der dreißilbigen Charade in Nr. 19:
Blafabag.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt
und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart.